

Perlenfischen

von Roger von Wartburg

Perle 1: Firmen buhlen um Lehrlinge mit Tiktok und Skiabonnements

Wo: Neue Zürcher Zeitung
Wer: Christin Severin
Wann: 14. November 2023

Das Wallis boomt, der Chemiekonzern Lonza baut trotz der jüngsten Rückschläge Dutzende neue Stellen auf, einheimische Firmen wie Lauber IWISA in Naters müssen schauen, wie sie zu Personal kommen. Weil es im Oberwallis schwierig ist, Lehrlinge zu gewinnen, muss sich die Gebäudetechnikfirma etwas einfallen lassen.

Der Betrieb beteiligt sich an den Kosten für den Führerausweis und am Handyabonnement. Und weil die Berge nah sind, offeriert Lauber IWISA wahlweise Skiabos oder jährlich einen Festivalpass für das Open Air Gampel. «Als Lehrbetrieb müssen wir uns ständig verbessern», sagt die Personalchefin Flavia Heinzmann. Dazu zählt auch, dass das Unternehmen eine 4,5-Tage-Woche eingeführt hat.

Am Ende sollen jedoch nicht die Goodies entscheidend sein, sondern die Firmenkultur. Ideen wie die des Fleischverarbeiters Bell, Lernenden im dritten Lehrjahr schon 4000 Franken Lohn zu zahlen und sie so bei der Stange zu halten, findet Heinzmann «etwas übertrieben». Wichtig ist ihr vor allem, dass die Lernenden eigene Ideen einbringen können, im Betrieb eine fundierte Ausbildung erhalten und von erfahrenen Mitarbeitenden lernen.

Um gute Lehrlinge zu gewinnen, nimmt der Betrieb an verschiedenen Events an Oberwalliser Schulen, Berufsmessen und Kampagnen teil. Zudem spricht Lauber IWISA neben Jugendlichen aus der Region auch junge Erwachsene aus dem grenznahen Italien an. Damit ihnen der Einstieg in das Berufsleben in der Schweiz leichter fällt, absolvieren diese aufgrund der Sprachbarriere die schulische Ausbildung im Tessin. Mit Lernenden aus der Grenzregion hat Lauber IWISA laut der Personalchefin sehr gute Erfahrungen gemacht. Offenbar springen diese nach der Lehre anders als zum Teil befürchtet nicht wieder schnell ab. Man habe viele Grenzgänger und langjährige Mitarbeiter aus Italien, so Heinzmann.

Auch Matthias Zwysig, Betriebsleiter bei Metallraum aus Lütisburg bei Wil, betont die Betriebskultur. «Viele Betrie-

be sind in alten Mustern gefangen.» Der Grundtenor sei dabei, dass die Lehrlinge froh sein sollten, eine Lehrstelle zu haben. Dieser Ansatz funktioniert aber immer weniger. «Die Lehrlinge heute sind schon viel weiter, haben mehr Selbstvertrauen und wissen, dass sie auf dem Arbeitsmarkt gesuchte Leute sind.»

Das führt dazu, dass die Jugendlichen abspringen, wenn sie sich schlecht behandelt fühlen oder ihre Erwartungen enttäuscht werden. Daraus folgt für Zwysig, dass die Betriebe ihnen mehr Wertschätzung entgegenbringen und ihre Meinungen respektieren müssen. Die Zeiten seien vorbei, in denen man den Jungen noch habe sagen können: «In der Lehre lernst du erst einmal richtig schaffen.» Wichtig sind stattdessen auch im harten Metallbau die Soft-Faktoren. «Die Tätigkeit muss inhaltlich interessant sein, abwechslungsreich und sinnhaft», so Zwysig.

Ein betrieblicher Tiktok-Kanal wird ausschliesslich von den Lehrlingen bespielt. Er dient auch dazu, das Unternehmen nach aussen darzustellen. «Die Lehrlinge sind unsere besten Influencer», erklärt Zwysig. So tragen bereits die heutigen Lehrlinge dazu bei, das Unternehmen bei einem noch jüngeren Publikum bekanntzumachen.

Die beiden Beispiele zeigen: Die Betriebe müssen sich etwas einfallen lassen, um als Arbeitgeber und Ausbilder attraktiv zu sein. Ein guter Ruf spricht sich herum, ein schlechter ebenfalls.

Gleichzeitig zeigt sich, dass der Lehrlingsmangel je nach Branche und Betrieb unterschiedlich stark ausgeprägt ist. Grosse Schwierigkeiten, Lehrstellen zu besetzen, haben vor allem das Gastgewerbe, die Hotellerie und das Baugewerbe.

Überraschend ist das nicht. Im Baugewerbe ist körperlich harte Arbeit angesagt, dazu ist man häufig Wind und Wetter ausgesetzt. In der Gastronomie kann der Kontakt mit vielen Menschen zwar Freude machen. Doch man arbeitet,



Goodies für Lernende:

Mit Skiabos, Festivalpässen und hohen Lehrlingslöhnen gegen den Fachkräftemangel.

wenn die anderen frei haben. Herumgesprachen hat sich auch, dass in manchen Küchen ein rauer Ton herrscht. Zudem sind die Löhne unterdurchschnittlich, die Aufstiegschancen limitiert.

Viele Jugendliche orientieren sich deshalb in Richtung Informatik. Dort sind die Lehrstellen in aller Regel am frühesten vergeben. Und auch die Löhne nach der Berufslehre am höchsten. Weiter beliebt sind bei den Jugendlichen auch die Bereiche Bildung und Soziales, Planung und Konstruktion sowie Wirtschaft und Verwaltung.

Viele Bewerbungen erhalten vor allem grosse Firmen mit bekannten Namen und vielen unterschiedlichen Abteilungen, die eine breite Ausbildung versprechen. Kleinere Handwerksunternehmen hingegen müssen sich mehr anstrengen, um gute Lehrlinge zu gewinnen.

Wie attraktiv die Lehre ist, hängt auch von der langfristigen Perspektive ab. Verfechter der Berufslehre loben die Durchlässigkeit des Schweizer Bildungssystems. Nach der Lehre ist das Ende der Fahnenstange noch keineswegs erreicht. Stattdessen stehen den jungen Berufsleuten die Türen offen für die Höhere Berufsbildung (HBB); mit einer Berufsmatur beziehungsweise Passerelle öffnet sich auch der Weg zu den Fachhochschulen beziehungsweise universitären Hochschulen.

Wer beispielsweise die Ausbildung zur FaGe (Fachfrau/-mann Gesundheit) absolviert hat, kann sich an einer HF

(Höhere Fachschule) oder FH (Fachhochschule) zur Pflegefachkraft ausbilden lassen. Verbunden ist das allerdings mit Aufwand und Kosten. Die Ausbildung dauert anderthalb bis zwei Jahre, voll arbeiten kann man während dieser Zeit nicht. «Statt eigenes Geld zu verdienen, musst du vielleicht wieder bei den Eltern wohnen», sagt Pia Albin, die mit einem Abschluss als Master of Science in Nursing am Unispital Zürich arbeitet.

Immerhin übernehmen die Spitäler häufig die Kosten der Ausbildung und fangen teilweise auch den Einkommensverlust auf. Sofern das der Fall ist, ist die finanzielle Situation der jungen Berufsleute dann nicht schlechter als bei Hochschulstudenten.

Die Kosten der Weiterbildung waren auch für Valeria Miggiano ein Thema. Sie hat nach der KV-Lehre und einer Weiterbildung an der HFW (Höhere Fachschule für Wirtschaft) in Betriebswirtschaft im Herbst 2021 noch einen Lehrgang zur diplomierten Treuhandexpertin abgeschlossen. Die Ausbildung kostet über drei Semester 21'900 Franken. Die Hälfte des Betrages kann der Kandidat oder die Kandidatin zurückfordern, wenn er oder sie sich für die Abschlussprüfung anmeldet. Häufig übernehmen die Arbeitgeber sogar die ganzen Kosten; im Gegenzug verpflichten sich die Kandidaten, für eine gewisse Zeit in dem Betrieb zu bleiben.

Um neben der Arbeit Zeit für die Ausbildung freizuschaffen, reduzierte Miggiano ihr Pensum vorübergehend auf

80 Prozent, anstrengend war das Programm dennoch. Im Vergleich dazu mag vielen das Studium als der angenehmere Weg erscheinen. Die Studiengebühren sind niedrig, an ein eigenes Einkommen hat man sich noch nicht gewöhnt.

Trotzdem sagt Miggiano heute: «Ich finde es super, dass man in der Schweiz eine solche Ausbildung berufsbegleitend machen kann.» Sie sei zwar schon erschrocken, als sie erfuhr, dass ein befreundeter Student im Semester nur so viel Studiengebühren gezahlt habe wie sie pro Monat. «Aber für mich wäre das nicht infrage gekommen.» Man lebe doch anders, wenn man während der Weiterbildung Geld verdiene und nicht als Studentin durchkommen müsse.

Thomas Bolli von der Professur für Bildungssysteme bei der ETH Zürich warnt deshalb davor, die Berufslehre und die höhere Berufsbildung schlechtzureden. Eine Krise der Berufslehre sieht er nicht. Es sei höchstens so, dass einige

Berufe beliebter seien als andere. Das lasse sich auch am Bewerbungsverhalten ablesen. In den populären Berufsgruppen werden die Lehren frühzeitig besetzt, bei weniger populären Berufsfeldern häufig erst später, wenn die Bewerber merken, dass es mit dem Traumberuf nicht klappt.

Was sich aber jetzt schon zeigt: Der demografische Wandel ist bei den Lehrlingen besonders akut, denn am unteren Ende des Altersspektrums ist der Geburtenrückgang am weitesten fortgeschritten. Wenn es weniger junge Leute gibt als Lehrstellen, haben die Schulabgänger mehr Optionen und stimmen mit den Füßen ab.

Gewinner sind diejenigen Unternehmen, die eine interessante Tätigkeit und eine gute Karriereperspektive bieten. Wer hingegen weder mit einer attraktiven Branche noch mit einem guten Arbeitsklima punktet, wird es schwer haben, guten Nachwuchs zu finden.

Perle 2: Wahre Inklusion

Wo: Basler Zeitung

Wer: Sebastian Briellmann

Wann: 13. Oktober 2023

Draussen ist es unwirtlich, der Himmel präsentiert sich in allen Grautönen, die es auf der Farbpalette gibt, es regnet, unaufhörlich, aber was solls, muss man anfügen, denn das Drinnen, das in solchen Situationen normalerweise dann ja herbeigesehnt wird: Es muss erst recht die Hölle sein, zumindest gefühlt.

Dieser beklemmende Gedanke kann einem zumindest kommen, wenn man sich auf den Weg macht ins Schulhaus Lysbüchel, St.-Johann-Quartier, kurz vor der französischen Grenze. Strukturschwach, hoher Ausländeranteil. Kann das gut gehen?, fragt man sich, die verstörenden Bilder einer «Reporter»-Dokusendung des Schweizer Fernsehens noch im Kopf, über Basler Primarschulklassen, die nicht mehr unterrichtbar sind – und die Worte des Erziehungsdirektors Conradin Cramer, der in der BaZ durchaus alarmiert gesagt hat: «Wir müssen handeln. Und zwar schnell.» Ein «umfassendes» Massnahmenpaket ist auf dem Weg.

Dann klingelt die Uhr im Lysbüchel, es ist kurz vor acht Uhr morgens, in den Gängen ist emsiges Treiben, es wird geschwätzt und gelacht, während die Lehrerinnen in den Klassenzimmern die letzten Vorbereitungen treffen.

Eine von ihnen ist Christine Staehelin, seit 36 Jahren unterrichtet sie an verschiedenen Basler Schulen, sie ist Mitglied des Erziehungsrats, Nationalratskandidatin auf der Liste «Bildung» der Basler Grünliberalen. Kurz: Da ist ein Profi am Werk. Staehelin hat eingeladen zu diesem Unterrichtsbesuch, weil sie natürlich auch mitbekommen hat, wie kontrovers dieser SRF-Film diskutiert worden ist, in der Politik, in der BaZ, in den Kommentarspalten. Und sie will aufzeigen, wie Primarschule funktionieren kann, immer noch, demografischen Veränderungen zum Trotz – ohne dabei verklärend oder sozialromantisch zu wirken.

So unterrichtet sie auch, ruhig, abgeklärt – und man ist fast schon überrascht: Sie tut das allein. Und es geht problemlos. 22 Kinder gehen in ihre dritte Klasse, alle sind an diesem Montagmorgen da. Zuerst wird geschrieben, dann gerechnet, dann gelesen – alle für sich –, ist ein Auftrag erledigt, kontrolliert Christine Staehelin das Resultat, lobt, korrigiert, motiviert, ermahnt sanft.

Nach 25 Minuten gibt es einen kurzen Französisch-Exkurs, da das «Tageskind» an die Tafel schreibt, welchen Wochentag, welches Datum und Jahr wir haben; dann Singen, drei

Lieder auf Deutsch und Englisch, und schliesslich beginnt der Sachunterricht im Fach Natur, Mensch, Gesellschaft. Die Drittklässler lernen gerade den menschlichen Körper kennen. Heute: Was passiert eigentlich mit dem Essen nach der Nahrungsaufnahme?

Alle bekommen zur Veranschaulichung einen Zwieback, eine Hälfte darf man essen, die andere wird in einem Plastiksäckli so lange zerdrückt, dass veranschaulicht wird, was im Magen denn genau so passiert. So nähert man sich dem Thema «Verdauung» altersgerecht an.

Pädagogisch ist das, von aussen betrachtet, grosse Kunst, die Kinder haben fürs Unruhestiften gar keine Zeit, so sehr sind sie mit ihrer Aufgabe beschäftigt, gleichzeitig stellt ihnen Staehelin immer wieder Sachfragen. Auffällig: Alles passiert miteinander, nichts erinnert an die Super-Separation einzelner Klassenmitglieder, die nicht nur im eigenen Zimmer, sondern nicht selten im ganzen Schulhaus verteilt werden.

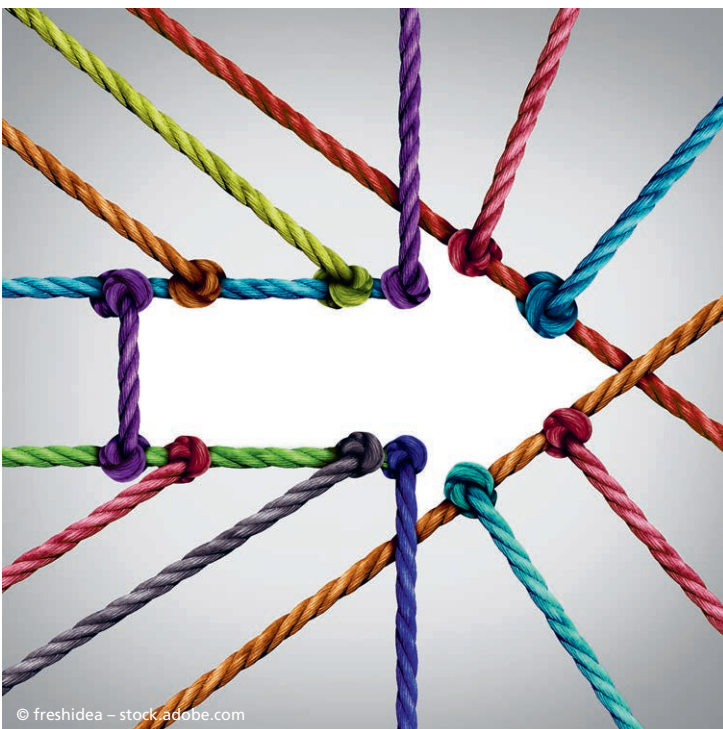
Was macht Staehelin anders? Zunächst vielleicht ein Blick ins Klassenzimmer, das durchaus ähnlich ist wie jenes, das man einst selber besucht hat. Okay, ein Sitzsack, in den man sich fläzen kann, wäre noch nicht vorstellbar gewesen (gabs das überhaupt schon?) – und ja, dass in einer Ecke auch ein Dutzend Kopfhörer liegen, die man bei grossem Lärm benutzen könnte: Das ist dann wohl tatsächlich eine Folge der oft kritisierten Entwicklung. Immer mehr Kinder sind weniger gut unterrichtbar, brauchen Sondersettings, sprechen weniger gut Deutsch.

Zwischen den Schuljahren 2016/17 und 2022/23 – also ziemlich genau während der Amtszeit von Conradin Cramer – ist die Anzahl von Basler Schülern (ohne Riehen und Bettingen), die sogenannte verstärkte Massnahmen benötigen, massiv angestiegen. Waren es vor sieben Jahren noch 278 Kinder, die ein separatives Angebot in Anspruch genommen haben, verzeichnete man im letzten Schuljahr bereits 620. Zudem hat sich die Zahl der Schüler in Einstiegsgruppen – kleinere Klassen, zumeist für Flüchtlinge ohne Deutschkenntnisse – in dieser Zeitspanne von 88 auf 199 erhöht. Der Anstieg um 95 Schüler im letzten Schuljahr, schreibt das Erziehungsdepartement (ED), «ist auf die 90 Ukraine-Flüchtlinge zurückzuführen, die ein solches Angebot besuchen, um sich Deutschkenntnisse anzueignen».

Das sind riesige Herausforderungen, die aber ziemlich klein wirken, wenn da eine Lehrerin steht, mit all ihrer Erfahrung, die 22 Schüler noch so unterrichtet, wie man sich das eigentlich mal vorgestellt hat: als Klasse, nicht als 22 Individuen. Wahre Inklusion.

Staehelin sagt: «Ich unterrichte eine Klasse, das ist mein Auftrag, und das schätze ich. Die Tendenz, das will ich aber nicht verneinen, geht in Richtung kleinere Gruppen, überall verteilt. Die zunehmende Individualisierung finde ich nicht gut. Die Gesellschaft wird pädagogisiert, aber an der Schule verschwindet das Pädagogische. Das Kind soll selbst entscheiden, selbst aussuchen, selbst organisieren, selbstständig lernen, die Lehrperson höchstens noch als Coach und Beobachterin wirken.»

► Fortsetzung auf S. 20



Alles passiert miteinander, nichts erinnert an die Super-Separation einzelner Klassenmitglieder, die nicht nur im eigenen Zimmer, sondern nicht selten im ganzen Schulhaus verteilt werden.

Hier läuft das anders. Man erhält an diesem Morgen den Eindruck: Vielleicht tut die Individualisierung auch den Kindern nicht gut – weil eine Klasse, die noch wirklich eine ist, sich als wunderbarer Rahmen präsentiert. Es liegt drin, wenn die Gspänli manchmal kichern, da sie eine Aufgabe schon fertig gelöst und etwas freie Zeit haben.

Und es ist eine erzieherische Massnahme, die von allen registriert wird und so ihre Wirkung entfalten kann, wenn ein Bub eine abschätzigste Geste macht, da ein Mädchen sich zu ihm und anderen auf die Sitzbank setzen soll: Er wird von Staehelin, nun streng, zurechtgewiesen. Nachher wird sie mit ihm im Gang über sein Fehlverhalten sprechen. Auch das bekommt die ganze Klasse mit, logisch, wenn die Lehrerin ein paar Minuten nach draussen geht.

Ein bisschen später, für einen Montagmorgen ist das Konzentrationsniveau erstaunlich hoch, wird das anschaulich besprochene Thema «Verdauung» in einer Schreibübung weitergeführt. Alle müssen die wichtigsten Erkenntnisse, zusammengefasst in zehn Sätzen, abschreiben. In Schnürlischrift.

Hier offenbaren sich grosse Unterschiede. Während eine Schülerin (mit Migrationshintergrund!) nach fünf Minuten als Erste fertig ist – wie zuvor schon bei allen anderen Aufgaben –, haben andere noch keinen Satz fertig. Lieber gehen sie nochmals den Bleistift spitzen. Gespitzt wird in dieser Phase auffällig oft und auffällig gern ...

Dass das die Leistungsfähigkeit weit auseinanderdividiert, ficht auch Staehelin nicht an. Aber war das nicht schon immer so? Und es wird aufgefangen durch das Gemeinsame, den Klassengeist, wenn man so will. Wer auf die Blätter spienzelt und sieht, wer beim Schreiben (oder mit der Konzentrationsfähigkeit) Mühe hat, der erkennt, dass nicht wenige von den schwächeren Schülern zuvor im praxisnahen Unterrichtsgespräch viel gesagt, am aktivsten mitgemacht haben. Das ist viel wert – und nur im Verbund möglich.

Es überrascht deshalb nicht, wenn Staehelin sagt: «Die sogenannte integrative Schule hat das Gegenteil ihrer Absicht bewirkt. Sie ist nicht für alle, sondern sie bringt immer weniger, denn immer mehr Kinder brauchen Unterstützung, um dort zu bestehen.»

Also wird viel Geld für die Sondersettings aufgewendet, um an dieser schönen Idee festhalten zu können. Oder eher an einer Illusion? Staehelin sagt: «Wir schaffen Unterrichtssituationen, die mit ihrer anwachsenden Komplexi-

tät, der zunehmenden Unruhe und der steigenden Anzahl von Lehr- und Fachpersonen immer mehr Kinder vor Herausforderungen stellen, die sie nicht mehr meistern können. Die Konzentrations- und Lernprobleme und die Verhaltensauffälligkeiten nehmen zu.»

Es ist ein Gang in die Individualisierung, in die Isolierung auch. Staehelin sagt, dass die Schüler «alleingelassen werden», wenn sie ihre Lernziele selbst wählen können. Dass das überfordert, kann nicht erstaunen. «Und dann wundert man sich», sagt die erfahrene Lehrerin, «dass immer mehr als förder- und therapiebedürftig eingestuft werden». Staehelin nennt diesen Zustand mittlerweile «tragisch», die «oberflächlichen Reformen», die die heutige Lage verursacht haben, hätten «das Selbstverständnis der Schule erschüttert».

«Die sogenannte integrative Schule hat das Gegenteil ihrer Absicht bewirkt. Sie ist nicht für alle, sondern sie bringt immer weniger, denn immer mehr Kinder brauchen Unterstützung, um dort zu bestehen.»

Christine Staehelin

Im Klassenzimmer von Christine Staehelin sind diese systemischen Probleme weit weg, und die (eigene) Gefühlslage aufgehellt, da kann es draussen so stark regnen, wie es will, hier agiert ein Kollektiv mit klaren Hierarchien. Die Lehrerin ist die Chefin, die Schüler haben zu folgen, werden aber für voll genommen.

Heute werde dies als «Frontalunterricht diskreditiert», sagt Staehelin, «die Klasse als Ganzes

rückt aus dem Blickfeld, denn es muss auf die Fähigkeiten und Bedürfnisse jedes Einzelnen eingegangen werden».

In dieser 3. Klasse ist das anders, und es lässt sich nun wirklich nicht feststellen, dass auch nur ein Kind zu kurz käme, jedes hat in dieser Doppellektion mit der Lehrerin gesprochen, weiss, woran es ist, und macht so Fortschritte. Ob es nun stärker ist oder schwächer, besser Deutsch kann oder schlechter.

Das ist bildungspolitisch nicht die Hölle, sondern dem Himmel ziemlich nah, weil es Lehrerinnen und Lehrer gibt, die ihren Job gut können, die pädagogische Profis sind. Warum will man ihnen Systeme überstülpen, die ihnen das Leben so schwer machen?

Eine Lehrerin wie Christine Staehelin mag das aushalten. Viele weitere auch. Andere verlassen (frühzeitig) den Beruf. Und den Schaden tragen am Ende sehr oft die Kinder. Unsere Zukunft.

Perle 3: Das Gleiche anders machen

Wo: www.condorcet.ch


Wer: Carl Bossard

Wann: 6. November 2023

HfaB.

Hochschule für agile Bildung.

Bildung. Agil.



Agile Didaktik ist, wenn die Lernenden wichtiger sind als mein Plan.

Lehrerinnen und Lehrer wirken immer. Sie können, um ein Wort des Kommunikationswissenschaftlers Paul Watzlawick zu paraphrasieren, gar nicht nicht wirken. Alles beeinflusst: Wie sie vor die Schülerinnen und Schüler hintreten, was sie ausstrahlen, welche Energie von ihnen ausgeht, wie sie ermutigen und Feedback geben.

Grundlegend ist ihre Haltung. Lehrpersonen müssen nicht nur um ihre Aufgabe wissen; sie müssen sich ihrer Wirkung bewusst sein: «Teacher, know thy impact!», heisst es beim Bildungsforscher John Hattie. Hier setzt eine neue Ausbildung an: beim Wirken im pädagogischen Alltag, beim konkreten Handeln. Das Konzept denkt die Theorie von der Praxis her. Ganz so ist das Studium aufgebaut. Vom ersten bis zum letzten Tag stehen die Studierenden mit mindestens einem 40-Prozent-Pensum in der Praxis: Ausgangspunkt und Denkrichtung ihrer Berufsbildung.

Es ist vielleicht die kleinste Bildungsinstitution der Welt, wie sie in ihrem Selbstbescrib formuliert, die Hochschule für agile Bildung HfaB in Zürich. Sie versteht sich als Pionierin eines neuen Bildungsdenkens – und einer neuen Art der Lehrerinnen- und Lehrerbildung. Initiiert und gegründet hat die HfaB der Ethiker und Hochschuldidaktiker Christof Arn, zusammen mit dem Organisationsberater Jean-Paul Munsch.

Ihnen und ihrem Team schwebt ein neuartiges Studiengangmodell vor. Mit dem Prototyp wollen sie ein Zeichen setzen – für eine entwicklungsorientierte Bildung, eine Bildung, die über das aktuelle Paradigma der Kompetenzorientierung hinausgehen und den Menschen in seinen Lernprozessen stärken will. Darum der Leitbegriff einer entwicklungsorientierten Bildung.

Ihr Modell basiert auf der konsequenten Rückbindung an den konkreten Schulalltag, ans vielfältige Berufsfeld heutiger Lehrerinnen und Lehrer, heutiger Kinder und Jugendlicher. Das ist der Anker; hier liegt der archimedische Punkt der neuen Studienidee: eingebettet sein in die Praxis, darauf die erziehungswissenschaftlichen Erkenntnisse beziehen und so pädagogische Kompetenzen generieren. Das verlangt der Kognitionspsychologe und Berner Hochschullehrer Hans Aebli in seinem wichtigen Werk «Denken, das Ordnen des Tuns»: «Wenn sie nicht ständig an die Basis konkreten Handelns und Sehens zurückgebunden werden, beginnen die Mühlen der Zeichensysteme bald leer zu drehen.»

Darum übernehmen die Studierenden von Anfang an Aufgaben und Aufträge im Klassenzimmer – geleitet von der Frage: Wie baue ich als künftige Lehrerin, als angehende Lehrerin mein fachliches und didaktisches Können auf? Und wie komme ich zur wichtigen Fähigkeit, Lernprozesse

der Kinder wahrnehmen zu können? Auf welche Weise erschliessen sich meine Schülerinnen und Schülern neue Einsichten und Erkenntnisse, neues Können und Verstehen? Wie unterstütze und fördere ich die Kinder und Jugendlichen auf ihrem Lernweg und in ihrer persönlichen Entwicklung? Und wie bildet sich das geheimnisvolle Etwas, das wir als Unterrichtskunst bezeichnen?

Das neuartige Studienmodell basiert auf der konsequenten Rückbindung an den konkreten Schulalltag, ans vielfältige Berufsfeld heutiger Lehrerinnen und Lehrer, heutiger Kinder und Jugendlicher.

Solche und ähnliche elementare Fragen und Ansprüche an die eigene Bildung stellen sich den Studierenden im pädagogischen Alltag. Die Praxis bedarf darum der Reflexion. Beide bedingen sich. Der Gegenbegriff zur Theorie ist die Empirie, die reflektierte Praxis. Sie fügen sie zu einem Junktim. Im Gespräch mit praxiserprobten Fachleuten und Bildungswissenschaftlern vertiefen die Studierenden ihre Einsichten. Der prozessintensive Studiengang braucht eine klare Struktur. Es sind die sogenannten Campustage mit Präsenzpflicht an der Hochschule. Den Rahmen bilden die verschiedenen Modulsequenzen mit den fachlichen Schwerpunkten. Verantwortlich zeichnet ein Team von rund 40 Personen.

Beim gemeinsamen Nachdenken und Analysieren der Alltagssituation bauen die angehenden Lehrpersonen ein

tragfähiges Praxiswissen und solides Berufskönnen auf – ganz im Sinne des Pädagogen Hans Aebli: Das Lehren und Lernen zurückbinden «an die Basis konkreten Handelns und Sehens!», forderte er. Sein einfacher Satz wird zum anspruchsvollen Imperativ der neuen Bildungsidee.

Aus John Hatties Studien wissen wir, dass die Lehrperson den qualitativen Unterschied ausmacht – mit ihrem personalen und didaktischen Wirken im Unterricht. Das ist der Grund, warum die neue Ausbildung an der HfaB bei der Lehrperson und der Bildung der Lehrperson ansetzt: Lehrerinnenbildung als Persönlichkeitsentwicklung. Für Hattie ist klar: Im Kern geht es um das Beobachten des Lernens der Schülerinnen und Schüler. Und darum, dass die Lehrkraft ihr Handeln stets neu anpasst. Wie auch immer man das nennt – situativ, lernseitig, agil –, ist eigentlich sekundär. Auf die Haltung der Lehrpersonen kommt es an und auf das Engagement für ein lernwirksames Weiterkommen ihrer Schülerinnen und Schüler.

Die Promotoren der HfaB suchen nach einer wirksamen – heute würde man zeittypisch wohl von nachhaltiger – Bildung sprechen: konzentriert auf das Wesentliche und Eigentliche der Lehrerbildung, auf die menschlichen Lernprozesse und das Mitverantwortlich-Sein aller Beteiligten. Eine Bildung, die das Funktionieren und Belehren im Sinne

einer Technik in den Hintergrund rückt. Eine Bildung, die auf die humane Kraft des zwischenmenschlichen Austausches und die Kraft des dialogischen Lernens baut. Achtsam aufeinander sein und aufmerksam, wahrnehmen und darüber nachdenken – und weiterdenken.

Weiterdenken und kreativ sein müssen auch die Verantwortlichen der HfaB. Sie stehen am Anfang ihres Experiments. Der erste Jahrgang, der Prototyp mit einem kleinen Kreis Studierender, nähert sich seinem Abschluss. Die Zwischenauswertung zeigt, was nachgebessert werden kann. Eines wird dabei deutlich: Die Kernidee trägt auch in der Realität.

Das andersartige Studium dauert sieben Semester und schliesst mit einem Bachelor ab. Das Konzept bewährt sich. Wichtig für die Promotoren dieses Studiengangs wird Kapitel zwei, die Suche nach Kooperationsmöglichkeiten. Nur so kann dieser Prototyp jenes Wirkungsfeld erhalten, das er verdient. Mögliche Partner sind Kantone oder Pädagogische Hochschulen. Auf sie kommt es an. Erst im Verbund mit anderen Institutionen erhält die Idee der Hochschule für agile Bildung ein weites Feld. Die Vorarbeit ist geleistet, die Basis gelegt. «Auf nach Ithaka!» Das sollte die Devise sein. Der akute Lehrermangel verlangt es.

WEISSBUCH **FRÜH- FRANZÖSISCH**

**Analyse eines
monumentalen
Irrtums**

Das Weissbuch Frühfranzösisch ist ab sofort erhältlich!

Das Weissbuch dokumentiert minutiös die Art und Weise, wie heute Schulreformen durchgeführt werden und welche Folgen sie haben.

► Bestellungen (17 CHF) unter:
info@condorcet.ch